

DER ERZÄHLER

Samsiag, 12. November 1932

Nummer 76

Beilage zum Alltender Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Die Uhr von Sankt Nikolai.

Skizze von Wolfgang Koeff.

Von Sankt Nikolai schlägt es zwölf, gemächlich, würdevoll, eben wie schon vor fünf hundert Jahren. Und eben so hastig, schreckhaft, freudig wie damals flattert allerlei Bettler nach dem dritten drohenden Schläge aus dem Turmgewölbe auf, stiebt empor über die Kuppel zum Himmel und vergißt dabei den eigenen Pant zwischen Turmfalle und Straße, Spas und Kaus, Fiedermas und Wotte.

Der neumodische Stadtrat hatte als Kirchenpatron zuerst beschlossen, daß die Turmuhr vierundzwanzigmal zur Nachtzeit schlagen sollte. Das hatte aber nicht nur die Turmbewohner in Erregung gebracht, sondern auch die Anwohner des Alten Marktes und der Nebenstraßen. Sondern dem alten Geheimrat Rodus Gantner war es zu danken, wenn diese „unheimliche Klangfülle“, wie es in seiner auszugewiesenen im Tagesblatt veröffentlichten Eingabe hieß, wieder auf ihre fünf hundertjährige Ehrwürdigkeit halbiert worden war.

Damit war indessen der Friede um Sankt Nikolai nicht hergestellt. Zwar hatte man im Rathaus, dessen schmale Füllungsfläche sich an den norddeutschen Backsteinbau der Ritzertier lehnte, die Frage „Zwölf oder vierundzwanzig?“ längst verurteilt. Parlamentarische Redensarten solchen Zirkelganges ließen sich nicht einwenden wie Kirchenschemel oder auf Klaffen ziehen wie Johannisbrotwein. Aber ein Haus weiter, gegenüber von Rodus Gantner, wo Bürgermeister Winfried Franz wohnte und wo im früheren Stadtkeller, der nunmehr als Bürgermeisterlicher Keller diente, Kränze, Tilly die Gläser mit Eingemachtem und die Küche mit den Blasen des angelegten Viehs jähren, kontroversierte, da ließ jeder zwölf Schlag der alten Turmuhr das Herz der blonden Bürgermeisterin, der Wittern, wiederhallen. Vielleicht ließ sie darum immer kurz vor zwölf Uhr mittags in den schallenden Keller zu ihrem Eingewandten und zog um Mitternacht im Schlaf von selbst die Decke über die Ohren.

Als es jetzt eben zwölf droht, wendet Tilly unwissig ihr feines Näschen von den Gläsern, Ballons und Büschen zu dem verächtlichen offenen Kellerfenster. Sie ist alles andere als melancholisch und romantisch. Die frühere Sportstudentin und einzige Gymnasiallehrerin zum Entsetzen des alten ehemaligen Parteiversteher des ersten Stodes im kurz besetzten knappen Turmzug keine, Arme und Rumpf zu schwingen und das Parfüm der Hände nach zu durchschauen, ist ein freies, natürliches Wesen von 23 Jahren, wenn man das von einer jungen Dame der höchsten Donationsklasse sagen darf.

Am Fenster wird ein Schatten sichtbar, und plötzlich heult und bellt es heftig herein. Der Kopf eines prächtigen Wolfshundes will sich durch die Gitterstäbe drängen, gleich darauf drängt ihn jemand weg und lügt hindurch.

„Tilly!“

Der junge Doktor Gantner ist wieder da; sie hat es gesehen, daß er Kreisarzt wurde. Ein bißchen mäßig durchsauerete es sie dabei, auch ein wenig schmerzhaft wegen der Turmuhr. Und gerade, als es nun zwölf schlägt, schaut er mit seinem Hund herein. „Du, ich komme gleich einmal.“

„Aber, Hans, Du weißt doch...“

„Ja, eben deswegen.“

Und während der Doktor die paar Schritte zur Haustür

läuft, stürzt Tilly die Steintrufen zum Fluß empor. —

Oben im Schilde von Tillys verstorbenen Mutter steht der Doktor noch im Reiseanzug dem jungen Mädchen gegenüber.

„... und als ich aussteige“, berichtet er, „sitzt Dein alter Herr mit samt dem bürgermeisterlichen Wagen am Straßenrande.“

„Ja, Tag, Herr Bürgermeister“, sage ich.

„Ja, Tag, sag er, hier sind keine Toten.“

„Das freut mich aber“, sage ich.

„Gut, macht er.“

Ich gucke unaufgefordert in die Haube seines Wagens.

Damit kommen Sie nicht weiter, meine ich.

„Abwarten“, sagt er.

„Gut, warten wir.“

Ich gehe mich auf das Trittbrett meines Wagens, günde mir eine Zigarette an und sehe interessiert seiner Arbeit zu. Nach einer Weile macht er es genau so; wir sitzen uns gegenüber und qualmen wortlos. Kein Wagen, kein Mensch weit und breit.

Ich muß um 10 Uhr beim Regierungspräsidenten sein, fängt Dein Vater endlich an.

Ich will um 13 Uhr zum Mittagessen, antworte ich.

Erst sieht er mich etwas argwöhnisch an, dann kommen wir allmählich ins Gespräch: Schlechte Zeiten, tolle Verhältnisse, Politik, Stadt und mit einem Male: die Uhr von Sankt Nikolai.

Wenn Ihr alter Herr damals nicht so persönlich den Magistrat attackiert hätte, sagt er.

„Herr Bürgermeister“, sage ich, ganz abgesehen von allem, was war: in der heutigen Notzeit müssen wir es machen wie das Gemäuerwerk von Sankt Nikolai, das seit 500 Jahren allen eigenen Kant spitzelnd den dritten Wodenschlage täglich begräbt und nicht erst den vierundzwanzigsten abwartet.“

„Gut“, macht er.

Dann öffne ich meinen Wagen und sage: „Und nun fahre ich Sie erst einmal zum Regierungspräsidenten.“

Er sagt nichts und steigt stumm ein.

Als wir in das nächste Dorf einfahren, läßt Dein Vater beim Stellmacher und Landmeister halten, sagt wegen seines Wagens Verschleiß und telefoniert an meinen Vater. Nach dem ersten zögernden Worten über mich — ich stehe dabei — sagt er wieder „Rodus“ und „Du“ wie früher. Er erzählt vom Fiedervieh im Turmgewölbe und sagt, ein alter Gantner dürfte sich von solchen Turmbauern in der Weisheit nicht beschämen lassen.

Dann nimmt er sich einen anderen Wagen, gibt mir die Hand und sagt: „Ich bin nicht Franz, die Kanaille, lieber Hans. Nun grüß mir Sankt Nikolai und Tilly!“

Und während der neubefüllte Herr Kreisarzt seine zukünftige Frau Doktor umarmt und küßt, erhebt sich beim Dreiviertel-Stunden Schlag der alten Uhr die Wolke der Turmbewohner aufsteigend etwas feierlicher als sonst zum leuchtenden Blau, und der Geheimrat von gegenüber steht ihr eigenhändig andächtig nach.

Der Pfeifer.

Skizze von Rudolf Naujot.

Schon lange, bevor der Lehrer Karl Bistritz sich auf die Geburt eines Sohnes zu freuen wollte, standen für ihn die Grundzüge fest, nach denen er ihn erziehen wollte. Er freute sich in seinen Träumen auf einen Knaben, dessen Wesen man lieben mußte. Der Erbsitz traf eines Tages, gleichzeitig mit der Morgenröte, in dem kleinen Schulhäuschen ein, aber als der Abend kam, ging es mit der Mutter zu Ende. Sie starb fast lachend vor Freude.

Der Knabe blieb in den ersten Monaten seines Lebens ohne Lächeln wie der Vater, dessen Schmerz nur

Kleine Abendstunde Gustav Adolfs / Skizze von Sophie Hochstetter

Die Ratskammer von Nürnberg starrte in ihre Inntrübe. Das Hoch auf den König verlangte; aber was fand den Mut zu weiterer Rede? Es war leichter gewesen, den schwedischen Hofmarschall Bernulph von Crailsheim zu einem Morgenrout auf Rathhaus zu laden, als nun das auszusprechen, was er doch hören sollte. Die Ratskammer liebte den Schwedenkönig. Sie waren stolz auf den Retter des evangelischen Glaubens. Sie hatten nicht vergessen, daß ihn der Bürgermeister am letzten Märztag dieses Gottes-Jahres 1632 mit den Worten begrüßt: „Handelt es sich um die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes, so wählten wir kein geeigneteres und kein geeigneteres Subjekt als Seine Königliche Majestät selbst.“

Nun, gegen den Herbst, hatte sich die Lage bang verändert. Der Stadt drohte Mangel, vielleicht schon die Hungersnot. Unbegreiflich, wie der zurückgeworfene Angriff des großen Kriegsheides Gustav bewiesen hatte, blieb der Friedland draußen um Jülich und die alte Feste verhängt und versperzte die Zufuhr aus fruchtbarem Gebiet.

„Redt denn jetzt keiner?“ rante Ratsherr Sädler seinen Nachbarn zu. „Wo, dann redt ich.“ Und er begann: „Reichsfreierliche Gnaden“, um ohne weitere schmäkende Worte fortzuführen: „Siebenundachtzig Brot zu vier Pfund, beinahe vierzig Simra Korn, ja, wo des austreiben, net? Und die Fournage und die Wohnung, net?“

Bernulph von Crailsheim hatte schon erwartet, dergleichen zu hören. Sie waren anstößig geworden, die guten Nürnberger. Ihre Gesichter strahlten nicht mehr wie damals beim Einzug des „Löwen aus Mitternacht“, des Re d'oro, dessen Goldhaar leuchtete wie das von schönsten Nürnberger Kind.

Der Redemut des spitzen Ratskammer Sädler sprang nun auch auf andere über. Der Hofmarschall warf den Blick über die Munde, sah vergammelte, ängstliche Mienen, hielt mit den Augen den Wagen verstellend in Bann, denn der Junge schien empört über die Vertreter seiner Vaterstadt. „Hochansehlicher Rat, Seine Königliche Majestät erwägt selbst den Aufbruch. Aber da niemand wünschen kann, das schöne, glaudensreiche Nürnberg in den Händen des Verrats von Friedland zu wissen, müssen die künftigen Operationen wohl überlegt sein.“

Der Bürgermeister beteuerte erschrocken die Ergebenheit der Stadt, und der Hofmarschall wiederholte im Geheime seine Bedrohungen.

Ratskammer Sädler dachte angestrengt nach. Der König war ein Kinderfremder. Hatte er doch damals seine kleine fünfjährige Christine.

Dem Ratskammer Sädler kam plötzlich eine Erleuchtung. Er ludte den Wagen Leubelling. „Gustav“, hob der Ratskammer vertraulich an, denn Leubelling war doch der Vater von der seligen Schwiegermutter des Ratskammer, merkwürdiger Gustav, was es nicht möglich, daß der König, das Christinella, einmal den König sehen kann? Das Kind hat ein Eindrud fürs Leben, wenn der großmächtige Herr mit ihm reden tat.

Leubelling antwortete sorglos: „Das hält nicht schwer, Herr Sädler. Ihr habt doch den schönen Garten hinter der Burg. Ich führe den König oft abends durch die Stadt.“

Der Ratskammer jäherte vor Freude. „Hei, abend, Gustav!“

Morgen, da bin ich nämlich mit bedarmt. Da ist die Kindtauf bei meiner Gattin am Refektorium.“

Gustav lächelte. So, nun wußte er, wann man den spitzen Schwiegermutter seinen seligen Vase, den Großvater von Christinella, nicht antastet.

Der Ratskammer eilte in seine Heimstätte, rief Wägel und Gesellen herbei, den Garten auf Gang zu richten. Ein Wid durch eine vortreffliche Deffnung in der Feste überzeigte den Ratskammer, daß sein hochwürdigster Nachbar, der Magistrat und Professor am Melanchthon-Gymnasium, Herr Willibald Voelcher also, einberufen im lauten Gespräch mit seinem Sohn. Reden reden sie lateinisch. Nun, der Löwe aus Mitternacht sprach deutlich, und wenn die gelehrten Voelchers auf deutsch hörten, der König sei beim Sädler im Garten gewesen, würde der Reid sie beschreiben.

Die fünfjährige Christine und ihr Großvater wurden Stundenlang nicht erblickt. Sie sahen hinter einer verschlossenen Tür, und der Ratskammer erteilte Instruktionen. Das kleine Mädchen mit den großen blauen Augen hockte ermüdet und ergaben auf einem Holzstempel und war entschlossen, den Preis ihres Fleißes im Auswendiglernen, einen Frühlings, zu gewinnen.

Der Großvater wiederholte sein Examen: „Also, wer bist?“

Die kleine Christine plapperte:

„Im Nürnberger Weisla“

„Im notigen Weisla.“

Am Hungerfreis wir all hängen.

Herr Keenig, tu den Friedland fangen

Schweigen kannte. Kein spontaner Schrei, kein füngendes

Walten entquoll der jungen Brust. Zu Anfang des zweiten

Jahres sollten Kinder gemeinsam das erste Wortgeheimnis

bringen, er dachte nicht daran. Aber einmal, als niemand

im Zimmer war, sang ein leises Pfeifen von der Wiege her, ein

hilfloses Aufstöhnen der Rippen begann zu tönen. Das Mäd-

chen, das ihn pflegte, hörte es und wunderte sich, denn das

Pfeifen schien fast trügend und irgendwie einen eigenen Willen

auszudrücken, und die Verwunderung dachte: Das wird einer!

Sie nannte ihn bald den Pfeifer, und er verlor in der Folge-

zeit weder diesen Namen noch die Lust, mit aufgeschulpi-

Tippen durch das Leben zu gehen.

Sein Vater war flug, feinfühlig und still, und seine Art,

Kindern zu erziehen, war nicht gewöhnlich. Aber er hatte nicht

mit einem Sohne geredet, der pfeifen konnte. Pfeifen war

überhaupt unangenehm, es sang so nach Gasse und Aus-

gässigkeit. Und so ähnllich entwickelte sich der junge Pfeifer.

Sein Vater merkte schon vor der Schulzeit, daß es ausichts-

los war, den Kleinen zu einem geistlichen Menschen zu machen,

denn der hatte keine Freude an flügelnden Gedanken. Nicht einmal

an guten. Er schien hart, grob und mit aller Unbekümmertheit

auf den eigenen Vorteil bedacht; dazu lag er so gut, daß sein

Vater immer rot wurde, wenn er mit den Fingern stellte

nur noch eine Weidenrute übrig, aber mit den Fingern stellte

es sich heraus, wie wenig sie nützte und wie oft sie zerbrach.

Vielleicht durfte man dem Bogen- und Pfeifkinder nach-

nachhaken, denn er konnte alle Bogen- und Pfeifkinder nach-

ahmen, und sein Sohn in der ganzen Umgebung frägte so gut

wie er. Sonst lag er gern in der brennenden Sonne und tat

so, als wäre er tot. In seinem Ansehen gab es hier und da Beispiele

nichts. In seinem Ansehen gab es hier und da Beispiele

Anderswo wie hier?

„Ach, das bitten wir.“

Der Großvater nicht befriedigt. Haben kluge Köpfe, ich

und mein Entfand. Versli g'macht und g'lernt, so in aller

Eil, dachte er. —

Gustav Adolf hatte mit seinen Generalen lange beraten.

Die Lage gebot wirklich eine Veränderung. Ein zweiter Ver-

such, das Wallensteinische Lager zu stürmen? Nein. Der erste

Ausfall hatte viele Opfer gefordert und gezeigt, die Wallen-

steinische Verhängung war nicht zu nehmen. Was nun tun?

Der Räte wußte, ein abendlicher Weg tat dem König

immer gut, und führte ihn in den Sädlerischen Garten. Gustav

Adolf ließ sich auf der Bank, nahe der Feste nieder und sagte:

„Gustav, laß mich hier eine halbe Stunde allein!“

Der Räte verschwand im Hause, suchte die kleine

Christine auf.

Gustav Adolf berante sogleich, daß er den Leubelling weg-

geschickt. Denn nicht neben ihm klangen Stimmen hinter der

Feste, der Klang war also nicht geeignet zu stillen Nachdenken.

„Wir sind eine Reichsstadt, Siegmund. Und der Kaiser

ist trotz allem der Kaiser.“

Hestig sang es zurück: „Herr Vater, was haben wir ge-

meint mit dem spanischen Falschburger? Er ist tömlich, und

wir sind germanisch. Und der König ist germanisch. Ein ger-

manisches Reich unter Gustav. Ein evangelisches Reich, wahr-

haftig. Der Schönheit dieses Gebanens kann sich kein

Evangelischer entziehen. Schon ist der König der Erfüllung

seines Traumes vom Dominium Maris Baltici nahe.“

„Ich weiß“, unterbrach die Stimme des Vaters. „Es ist

mir wirklich nicht fremd, was mein Sohn mir vorträgt. Aber

freud wäre es mir, wenn mein Sohn, der das Studium der

Medizin abgeschlossen, eine wirre Meinung in sich fühlte, zu

den Festen menschlichen Lebens überzugehen, zu denen, die

das Kriegshandwerk treiben.“

Gustav Adolf vernahm jedes Wort.

„Herr Vater, Ihr seid ein großer Gelerter. Aber jetzt

geht es nicht nur um Gelertheit und nicht nur um den

Geist und Gesundheit. Es geht um die Tat für uns Jüngel-

er. Ich geh' dorthin, wo der König seine Gefolgschaft zu leisten.

Er ist gekommen, die Bedrängten, die Winderzahl zu retten

und ihren reinen Glauben. Der heilige Atem der Leidenschaft

war in der Stimme.“

„Auch dies ist mir wirklich nicht fremd“, kam gelassen

die Antwort. „Doch gerade wie Luther das Evangelium sieht,

ist unter Verdienst, das gute Werk, die Tat, nicht entscheidend,

sondern allein die Gnade.“

„Ja, Herr Vater, unsere Heiligkeit ist eine dreifache“,

sagte Martin Luther. Aber die guten Werke der Barmherzig-

keit, die der Nächstenliebe gehören, doch gerade Luther unlos-

lich zum Glauben. Wir Evangelischen schreiben unsere guten

Werke nicht aus. Wir streiten für die Bedrängten.“

„Der König hat Nachtpläne, dies weiß mein Sohn. Der

König denkt auch an die Vernehmung seines Reiches.“

Wieder kam die junge Stimme: „Gott hat ihn als Herrn

geborn werden lassen. Zum König gemacht. Der geborene

Herr wird nicht die Frucht seiner Siege einem anderen zu-

weisen.“

„Ja, der König ist ein Sterblicher wie wir alle.“

„Aber daß dieser Sterbliche, den sein Glaube und sein

Muth unter die Unsterblichen versetzen wird, lebt und handelt,

dies ist Gottes sichtbarste Gnade an uns. Doch nun kommt, Herr

Vater, die Mutter wird auf uns warten.“

Gustav Adolf hörte enteilende Schritte. Er war er-

schüttert über den Glauben an seine Person, fühlte das Maß

seiner Verantwortung. Er durfte sich sagen: Ich bin es ja

nicht, der die Kriegshure entfesselt hat. Ich griff ein zum

Zug der Bedrängten meines Glaubens.

Nächtig war der Gustav Leubelling da. Was führte er an

der Sand? Gustav Adolfs kurzzeitige Augen suchten. Wie, ein

kleines Mädchen?

Die kleine Christine aus dem Bürgerhaus war von dem

lustigen Pagen nicht unterrichtet, daß sie vor dem König

stünde. „Gustav Gott, schöner Herr Offizier“, sagte sie munter und

bei Gustav Adolfs das Händchen.

Der König fühlte die kleine weiche Hand, zog das Kind

nabe heran und fragte: „Wie heißt Du denn?“

„Christine.“

„Guten zu Gnaden, mein kleines Väslein“, sagte der

Leubelling. Und er hatte vorgefragt: „Doch Dich mal um,

Christchen!“ gebot er und legte dem König etwas Zude-

wert vor.

Gustav Adolf lächelte, griff in die Tasche, fingerte ein

Geldstück mit seinem Bilde hervor. „Nun, siehst Du: in der

Dämmerung, kleine Christine? Was ist Dir lieber: ein Geld-

stück oder eine Zudelede?“

Christine sah von einer Hand zur anderen, besann sich et

wenig, antwortete: „Du gibst mir ja doch alles zuei.“

„Oh, verwünscht, wie klug sind schon die winzigsten

Frauen!“

„Nun, wir werden sehen, Kleine. Sag' einmal, wo ist

denn Deine Mutter?“

„Im Himmel, Herr Offizier.“

„Und der Vater?“

„Er wird wohl bei der Mutter sein. Weil sie doch ein-

ander liebhaben. Und wenn ich brav bin, kommen sie wieder.“

So redete das „Christinella“. Es dachte nicht an die

Dichtung des Großvaters, es ahnte nicht, daß der schöne

Offizier der König war, es setzte sich fest auf sein Knie und

sagte: „Wach' halt, halt, wie mein Vater!“

Gustav Adolf gehörte der kleinen Nürnbergerin. Aber

nach einer Weile wollte er die holde Täuschung nicht mehr,

er hätte da sein eigenes Tochterchen bei sich. „Tanz' ein wenig

zusammen, tanz' mit dem Vetter Gustav, kleine Christine!“ er-

munterte er.

Christine glitt herab, lachte, rief: „Gustav Versteckes!“

Und winkte dem Leubelling zu, ließ selbst nach dem nächsten

Gebüsch. So weit reichten Gustav Adolfs Augen im Hals-

dunkel nicht.

Er fragte: „Was ist das: Versteckes?“

Leubelling erklärte:

„Also vorwärts. Ist ein munteres Dinglein, die Nürn-

berger Christine!“

„Ja, ein liebes Ding. Euer Majestät. Sie macht es schon

wie die klugen Jüngferlein. Will sich suchen lassen zum

Rencontre.“

Der König hörte nicht auf Lachen und Lachen. Das

flüchtige Wort des Leubelling: Klugheit läßt sich suchen zum

Rencontre, besann jählings die Kraft einer Eingebung. Seit

drei Monaten stand er dem Friedland gegenüber. Der König

konnte von der Burg zur alten Feste sehen, der Herzog hatte

die Burg von Nürnberg vor Augen und wohl ebenso gut

holländische und galicische Fernrore wie sein Gegner.

Ich muß mich suchen lassen zum Rencontre, ich muß ab-

ziehen, der Friedland wird mir folgen, und dann biete ich ihm

die große Entscheidungsschlacht auf freiem Felde an.

Leubelling! Soll lang der Ruf durch den dämmern-

den Garten. Der Räte stürzte herbei. „Gustav, ich will reich

in die Stadt. Muß die Nacht mit Drensterna beraten. Wo

ist das kleine Mädchen?“ fragte der König.

Christine lief herbei. „Willst schon fort, schöner Herr?“

Der König nahm sie einen Augenblick lang auf den Arm:

